



GÄSTE AM TISCH  
DES LEBENS

# GÄSTE AM TISCH DES LEBENS

Fünfzehn «Tischgeschichten».  
Anlässlich des 15-jährigen Bestehens  
des HOSPIZ IM PARK in Arlesheim.

Mein Dank geht an alle Menschen, die mich in den vergangenen mehr als fünfzehn Jahren auf meinem Weg begleitet haben.

Allen voran danke ich von Herzen meinen beiden Kindern, die mich unterstützt und ermutigt haben, meine Vision zu verwirklichen; meiner Familie, die an die gute Sache geglaubt hat, meinen Freundinnen und Freunden, die mir Kraft und Unterstützung gegeben haben.

Ich danke allen Menschen, die in der Projektphase mitgeholfen haben, das Konzept zu realisieren, meinem Stiftungsrat, der mich immer unterstützt hat, den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, die von Anfang an die Verantwortung mitgetragen und der Idee im Alltag Gestalt gegeben haben.

Herzlichen Dank an «meine» Werbeagentur, die mich und das HOSPIZ IM PARK über all die Jahre begleitet und die meinen gestalterischen Wünschen mit ihrer klaren Linie Form gegeben hat.

Mein Dank geht auch an die FREUNDE DES HOSPIZ und die vielen Spender, die mit ihrer ideellen und finanziellen Unterstützung dem Hospiz geholfen haben, das jährlich wiederkehrende Defizit zu verkleinern.

Ich danke den Autorinnen und Autoren, die sich auf unsere Idee eingelassen und dieses Büchlein mit ihren Tischgeschichten ermöglicht haben.

Ein ganz besonderer Dank geht an alle Patientinnen und Patienten und an die Angehörigen, die dem HOSPIZ IM PARK ihr Vertrauen geschenkt haben.

Dieses Büchlein sei ihnen allen gewidmet.

Vreni Schmid-Grether, im März 2011

Vorwort	6
Am Tisch des Lebens	8
Der Tisch	10
Bevor der Tisch kommt, braucht es ein Haus	14
Nah am Tisch des Herzens	16
Hippokrates und die palliative Medizin	19
Palliative Pflege als Wegbegleiter	22
Ich, Du und Wir – begegnen sich	25
Drei verschiedene Begegnungen	28
Vom Traum zur Wirklichkeit	31
Wenn die Wahrheit auf den Tisch kommt	34
Am Tisch der Nachbarn	37
Gäste am Tisch	39
Auf leisen Sohlen	41
Klang der Gemeinschaft	43
Palliative Care - eine Haltung	45
Gebet - Nehmet - Gebet	48
Autoren	49
Impressum	50

# VORWORT

VON DEM REDAKTIONS-TEAM

Liebe Leserinnen und Leser

Als Menschen brauchen wir Orte der Gemeinschaft. Wir suchen sie auf, denn wir wissen, dass in den grossen und kleinen Fragen des Lebens niemand für sich allein lebt. Der Tisch im Esszimmer ist ein solcher Ort, an dem für viele Menschen Gemeinschaft sichtbar wird: Essen und Trinken, Reden, das Gegenüber wahrnehmen, sich aufgenommen fühlen und danach wieder den eigenen Weg gehen.

Das HOSPIZ IM PARK feiert sein 15-jähriges Bestehen. Auch hier steht ein grosser Tisch im Esszimmer. An ihm sassen viele Menschen zum gemeinsamen Essen, zu Geburtstagsfeiern, zu Weihnachtsfesten, aber auch zu schweren Gesprächen über Abschied, Tod und Trauer. Bunt ist die Schar der Gäste, die hier sassen: Die einen fanden hier einen Ort, an dem sie bei schwerer Krankheit ihre letzten Tage verbringen konnten. Andere begleiteten sie oder waren hier nur kurz auf Besuch. Und wiederum andere fanden hier eine berufliche Aufgabe und setzten Visionen von Palliative Care um.

Viele Gäste sind wieder aufgebrochen: die meisten nach schwerer Krankheit in die neue Wirklichkeit von Sterben und Tod, die anderen zurück in eine neue Etappe ihres Lebens. Was bleibt, ist der Tisch. Er steht für die zahlreichen Begegnungen, die geprägt sind durch Trauer, aber auch Hoffnung und Zuversicht. Er steht aber auch dafür, dass wir alle – als Gäste am Tisch des Lebens – im Sterben der Anderen immer auch das eigene Sterben vorwegnehmen.

In diesem Jubiläums-Büchlein finden Sie dazu 15 «Tischgeschichten». In unterschiedlichem Masse nehmen sie Bezug auf den eingangs erwähnten Tisch. Diese Geschichten beleuchten aus unterschiedlichen Blickwinkeln das HOSPIZ IM PARK, eine jede in ihrer eigenen Sprache. Jede von ihnen steht für ein Jahr Hospizarbeit, in dem auch auf dem «grossen Parkett» des Gesundheitswesens und der Politik Palliative Care weiterentwickelt und gefestigt wurde.



Bunt ist die Schar der Gäste, die hier sassen...



## AM TISCH DES LEBENS VON INGRID SEIFERT

So habe ich mich eingefunden  
an langen und an runden  
Tischen des Lebens  
und habe vergebens  
versucht zu erfahren  
wie viele wir waren  
die kamen und gingen  
zum Essen und Singen  
zum Trinken und Reden  
und einem jeden  
wurde klar,  
dass er auf Reise war.

Und als ich weitergezogen  
kam ein Vogel geflogen  
und bat mich um Brot  
in seiner Hungersnot.  
Er liess mir als Dank eine Feder  
weiss doch ein jeder  
dass unsere Seele Flügel hat.

Zurück will ich kehren  
von vollen und leeren  
Tischen des Lebens,  
müde des Sterbens  
versuch ich zu lauschen  
und Gedanken zu tauschen  
mit Fremden und Ahnen,  
die mich ermahnen:  
vernimm deine Schulden  
ergib dich im Dulden.  
Es wurde mir klar,  
dass meine Reise zu Ende war.

Und als ich hinübergezogen  
kam eine Seele geflogen:  
Vom Tisch des Lebens kenn ich dich  
es ist mir gar nicht wunderbar  
weiss doch ein jeder  
du gabst mir die Feder.  
Jetzt flieg ich mit dir.

## DER TISCH VON HEIKE GUDAT

Der Tisch ist ein besonderes Möbel. Er ist Ort der Begegnung, des Austausches, Essens, Zuprostens, aber auch des Nachdenkens, Ordens, Schreibens. Was habe ich schon alles an Tischen verhandelt, mich gefreut, geärgert, Tränen vergossen. Am eigenen Familientisch, in fremden Häusern, an kühlen Spitaltischen, in sachlichen Verwaltungsbüros. Als Bittstellerin, Zuhörende, Verhandelnde, aufgeboten, neugierig, beschenkt, gelegentlich auch mit wachsenden Fluchtgedanken. Am schönsten sind Tische mit abgegriffenem, glattem Holz, Dellen und Kerben. Ich esse gerne. Am liebsten am grossen Tisch mit Freunden. Das erste Möbel vom eigenen Geld war ein Tisch. Ein weisses Monster mit Chromstahlfüssen, nicht kleinzukriegen, ausziehbar und völlig überdimensioniert für sein kleines Zimmer.

Meine Karriere als Ärztin begann in der Pathologie Luzern. Am Tisch habe ich mich verflossenem Leben genähert. Im Dienste zukünftiger Patientinnen und Patienten. Manchmal haben wir das Geheimnis einer Krankheitsgeschichte gelüftet. Manchmal sind wir an der Komplexität des Gefundenen gescheitert. Oft habe ich mir vorgestellt, wie dieser Mensch wohl war, wie er sein Leben um diese Krankheit herum oder trotz ihrer Dominanz gestaltet hatte. Unser Chef, Professor Gebbers, war ein kritischer Denker. Wie oft hat er freundlich, aber bestimmt die Wünsche von uns Anfängern durchkreuzt, Zusammenhänge erkannt haben zu wollen. Auch Dank ihm habe ich gelernt, wie wenig wir Behandelnden «vom Anderen» wissen. Unsere Analyse, unsere Erkenntnis ist immer auch gefärbt durch persönliche Annahmen und die eigene Geschichte. Ob als Klinikerin, Wissenschaftler oder einfach als Gegenüber.

Dass ich danach auf die Klinik der Inneren Medizin in Luzern wechseln durfte, war wohl schicksalhafter Glücksfall. Nicht nur, dass ich in Luzern meinen Mann getroffen habe. «Se chamme no bruuche», sagte der damalige Chefarzt knapp und gab mir eine Stelle.

Unter ihm und seinem Co-Chef-Partner habe ich, in vielen Belangen unwissend, solide Palliative Care gelernt. Sie war nicht weniger und nicht mehr als selbstverständlicher Bestandteil der Inneren Medizin. Er, Professor Truniger, war kein Mann der langen Worte. Wenn man mit ihm am Tisch sass, musste man ausgeschlafen sein. Blitzgescheit und belesen hatte er gleichzeitig die Gabe, Patientinnen, Patienten und Angehörigen mit Bescheidenheit zu begegnen. Sie öffneten ihm ihr Herz. Auch Professor Nager, mit dem er sich in der Klinikleitung jährlich abwechselte, lebte Palliative Care. Er liess Visiten platzen, wenn ein Assistenzarzt nichts über die Schmerzbehandlung oder das Umfeld eines Patienten zu berichten wusste. Diese Botschaft kam an.

Nach Luzern habe ich noch viele andere Spitäler gesehen. Ich habe viel und lange an Tischen gesessen, Laborwerte und Befunde gesammelt, Verläufe geschrieben, Medikamente verordnet, an endlosen Rapporten teilgenommen und mehr oder weniger schlaue Austrittsberichte an Hausärzte und andere Kliniken formuliert. Ein normales Assistentinnenleben eben. Ich erinnere mich an interessante Begegnungen mit Patienten, berührende Geschichten, unvermittelte Erkenntnisse über mögliche Zusammenhänge. Diese einzigartigen Geschichten, ihre Mehrdimensionalität, ihre verschiedenen Stränge, die völlig unterschiedlichen Bedürfnisse, die für die Betroffenen daraus erwachsen – das war das, was mich zunehmend interessierte. An ihnen erklärten sich medizinische Zusammenhänge plötzlich ganz anders. Sie ebneten den Weg für eine gemeinsame Entscheidungsfindung, Patienten übernahmen Verantwortung und waren erst noch dankbar. Aber die

Zeit für diese Narrationen und die etwas andere Auslegeordnung fehlten in der Akutklinik. Und vermutlich fehlte es auch an der vorgelebten Kultur.

Heute sind diese Geschichten für mich nicht mehr wegzudenken. Sie lenken die medizinische Behandlung unabdingbar mit, die die Patienten natürlich auch erwarten – unter Schmerzen und anderen Beschwerden ist ein vernünftiges Gespräch ja gar nicht denkbar. Und doch scheint manchen unserer Patienten unterwegs ihre Geschichte abhanden gekommen zu sein. Neben medizinischen Teilbefunden in den Berichten findet sich nur ein weisser Fleck. Es ist ein unbezahlbares Privileg geworden, Zeit für Patientengespräche zu haben. An Tischen dürfte es an den diversen Orten ja nicht mangeln.

Inzwischen sind meine Tische oft virtuell, denn Gespräche können fast überall stattfinden und sind dort am besten, wo sie unmittelbar oder auch ganz unerwartet entstehen. Ob beim ersten Handschlag, nach vorsichtigem Herantasten oder in einer Bemerkung, wenn man sich eigentlich schon zum Gehen wendet. Manche Patienten erleben eine grosse Sprachlosigkeit. Auch sie erzählen Geschichten. Die Pausen sind länger als die Worte, aber diese wenigen Worte lassen Bilder aufsteigen. Zu Beginn und gegen Ende des Lebens werden die eigene Geschichte und die Familiengeschichte verhandelt, wird um Wahrheiten gerungen, werden Erinnerungen aufgearbeitet oder so lange bearbeitet, bis sie erträglich sind. Abschied und Verlust sind schwierige Emotionen, auch für uns Behandelnde und Betreuende. Und doch sitzen wir wie alle Anderen im Hospiz als Gäste am Tisch des Lebens. Danke an Alle, die mich daran in irgendeiner Weise beschenkt haben.



... diese wenigen Worte lassen Bilder aufsteigen.

# BEVOR DER TISCH KOMMT, BRAUCHT ES EIN HAUS

VON PETER BUSS UND JÜRIG ROHNER

Am Anfang stand eine Frau, die hatte eine faszinierende, aber für viele noch ungewohnte Idee: die Gründung eines Hospizes. Sie wusste genau, was sie wollte, und liess sich für die Realisierung von verschiedenen Fachleuten beraten. Vielleicht ist das für weitsichtige Frauen selbstverständlicher als für Männer, die nicht so gerne zugeben, dass sie nicht alles selber wissen und können...

Wir sind stolz, dass wir Frau Vreni Schmid bei der Umsetzung ihrer Idee begleiten durften. Eine Menge war zu tun, bevor man den Tisch ins Wohnzimmer stellen konnte. Es galt unter anderem, juristische Fragen zu klären und eine Stiftung zu gründen, eine Marktanalyse vorzunehmen, ein Betriebskonzept zu erarbeiten und dann in die bauliche und betriebliche Wirklichkeit umzusetzen. Zahlreiche Gespräche waren zu führen mit Partnerinstitutionen, die zum Teil eher skeptisch darauf reagierten, dass da ein neuer Mitspieler in Erscheinung trat. Und schliesslich musste das neue Angebot in geeigneter Form der Fachwelt und einer breiteren Öffentlichkeit bekannt gemacht werden.

Frau Schmid hat ihr Ziel hartnäckig verfolgt, auch wenn da und dort vor und nach der Eröffnung unnötigerweise Hürden aufgebaut wurden. Jahrelang musste zum Beispiel um die Anerkennung als Spital gekämpft werden und, als es endlich so weit war, versuchten die Krankenversicherer, die Aufnahme des Hospizes auf die Spitalliste zu verhindern, um nur Pflegeheimtarife zahlen zu müssen. Zur Begründung führten sie an, bei der Palliativmedizin liege «keine eigentliche kurative Leistung» vor, diese falle deshalb nicht unter die Leistungen gemäss Krankenversicherungsgesetz. Der Bundesrat hat dann – wiederum nach langem Warten – in seinem Beschwerdeentscheid zum Glück Klartext gesprochen und festgehalten: «Wie im Bereich Geriatrie ist es auch hinsichtlich der palliativen Medizin ... Aufgabe des Arztes

abzuklären, ob der Patient oder die Patientin der Behandlung in einer Heilanstalt bedarf oder in einem Pflegeheim behandelt werden kann. Wird die Spitalbedürftigkeit bejaht, erscheint die Behandlung in einem Sterbehospiz zur Entlastung der Akutspitäler als sinnvolle Alternative ... Für den Bundesrat steht damit ausser Zweifel, dass Institutionen für palliative Medizin (z.B. Sterbehospize) Heilanstalten im Sinne von Artikel 39 KVG darstellen...». Damit blitzten die Krankenversicherer mit ihrer Beschwerde gegen die Aufnahme auf die Spitalliste ab. Dem Hospiz hatten sie aber eine lange Zeit der Unsicherheit beschert. Das HOSPIZ IM PARK darf für sich in Anspruch nehmen, zusammen mit anderen eine Vorreiterrolle bei der offiziellen Anerkennung der Palliativmedizin in der Schweiz gespielt zu haben.

Wir gratulieren dem HOSPIZ IM PARK herzlich zum 15. Geburtstag und wünschen ihm und seiner Gründerin weiterhin ein erfolgreiches Wirken!



Sie wusste genau, was sie wollte,...



# NAH AM TISCH DES HERZENS

VON META ZWEIFEL

Die alte Baselbieter Bauersfrau, die mir aus ihrem Leben erzählte – sie ist mir in lebhafter Erinnerung geblieben. Sie berichtete vom Ausbruch des Krieges, wie ihr Mann in den Militärdienst einrücken musste und wie sie als jung verheiratete Frau wenige Tage nach ihrer Eheschliessung unversehens für Haus und Hof ganz allein die Verantwortung zu übernehmen hatte. Auch nach diesen harten Jahren war ihr Alltag auf dem Hof mit seiner ständigen Beanspruchung und seinen vielfältigen Anforderungen alles andere als heiteres Landleben. Aber selbst in schwierigen Zeiten hielt die Frau – nennen wir sie Fanny – an ihren Lebensgrundsätzen fest. Anstand, Ehrlichkeit und Pflichterfüllung gehörten dazu. Und Gastfreundschaft. Geradezu liebevoll erzählte Fanny von den vielen Menschen, die während Jahrzehnten bei ihr angeklopft hatten. Sie baten um ein Nachtlager im Stroh, um etwas Geld, etwas Milch für die Kinder, um Tagelöhnerarbeit, um irgendwelchen Beistand. Jene Männer, die als «Kundi» ohne festen Wohnsitz und umweht von einer Schnapsfahne von Bauernhaus zu Bauernhaus zogen, mussten während der Dauer ihres Aufenthaltes auf Fannys Hof zur Sicherheit Zündhölzer und ihre Sackmesser abgeben. «Aber sonst habe ich versucht, jeden, der da zu uns kam, ohne Vorurteil anzunehmen. Jeder Mensch hat ja seine eigene Würde. Und so durfte jeder unserer fahrenden Gäste bei uns in der Küche am grossen Esstisch Platz nehmen und zusammen mit der Familie, den Knechten und Mägden essen. Wegen meiner Gastfreundschaft bin ich oft kritisiert oder sogar verlacht worden. Aber ich habe dann immer auf die Bibel hingewiesen. Dort heisst es, dass man grosszügig Herberge geben soll. Und dass gastfreundliche Leute manchmal ohne ihr Wissen Engel beherbergt haben. Ich denke, dass sehr oft ein Engel mit uns am Tisch gegessen ist und mit uns gegessen und getrunken hat.» Ist Fanny eine fromme Frau? Ja, sie war und ist fromm, und zwar in des

Wortes ursprünglicher Bedeutung. Unter frumb/fromm verstand man in früheren Zeiten «tapfer» – sprachlicher Bedeutungswandel hat diesem Eigenschaftswort eine seltsame Zweideutigkeit gegeben.

Für mein Empfinden hat auch das HOSPIZ IM PARK mit Tapferkeit und mit ganz besonderen Formen von Gastfreundschaft zu tun. Einen Tischgenossen kann man ja so oder anders beherbergen. Mit herablassender Freundlichkeit, mit fühlbarem Anspruch auf Lob, Dank und Anerkennung, oder auch mit übertriebener Fürsorge und einem Hang zur Vereinnahmung und Bevormundung. Dem HOSPIZ IM PARK gelingt es, ein gutes Gefühl der Geborgenheit und des Aufgehobenseins zu vermitteln. Bei meinen Besuchen hatte ich immer den Eindruck, in diesem Haus wisse man um die Würde des Menschen und auch um das jeweils richtige Mass von Nähe und notwendiger Distanz, von Reden und teilnehmendem Schweigen.

Es mag nun etwas stilllos wirken – aber ich wage es dennoch, vom Gespräch bei meinem ersten Besuch zu erzählen. Vor mehreren Jahren war das, damals unterhielt ich mich mit einer Mitarbeiterin des Hauses, ihren Namen weiss ich nicht mehr. Sie versuchte mir zu erklären, wie sehr man bemüht sei, die Befindlichkeit, die Anliegen, Bedürfnisse und ebenso die Wünsche von Patienten und Hausgenossen auch ausserhalb des medizinischen Bereiches wahrzunehmen und zu respektieren: «Nehmen wir an, ein Patient hat um Mitternacht plötzlich grosse Lust auf Sauerkraut. Dann soll er dieses Sauerkraut auch bekommen.» Ich habe damals begriffen, dass «Sauerkraut» als Metapher zu verstehen ist. Sauerkraut-Metapher: Der Patient soll die Wärme von Tisch- und Wohngemeinschaft auch dann spüren und erleben, wenn er sich nicht mehr an einen Tisch setzen kann. Seine Beherbergung und Beileitung verlangt nach ebenso viel Tatkraft wie Einfühlungsvermögen, ebenso viel Mut wie Demut. Und auf gar keinen Fall «Brosamen, die von des Reichen Tische fallen» – also nicht mitleidvolles Gehabe, das den todkranken Menschen zum Objekt der Mildtätigkeit herabwürdigt und seine Entscheidungsmöglichkeiten einengt.



Ich habe damals begriffen,  
dass «Sauerkraut» als Metapher  
zu verstehen ist.

«So verschieden die Menschen sind, so verschieden sind auch ihre Wege zu Gott», hat ein christlicher Mystiker einst geschrieben. Verschieden sind gewiss auch die Wege, die aus dem diesseitigen und vorläufigen Leben herausführen. Vor vielen Jahren ist eine meiner Schulkameradinnen gestorben. Viel zu früh, wie man zu sagen pflegt – oder von einer schweren, unheilbaren Krankheit erlöst, wie man ebenfalls zu sagen pflegt. In ihrer letzten Lebensstunde, die sie zu Hause und im Familienkreis verbringen konnte, bat Anita um eine Brotsuppe. Sie konnte sich nicht mehr aufrecht halten und an den Tisch setzen. Die Brotsuppe, die man sofort zubereitet und an ihr Bett gebracht hatte, blieb unberührt. Sauerkraut, Brotsuppe: Zeichen für Zuwendung, Hilfsbereitschaft und tiefen, verständnisvollen Respekt vor dem Menschen, der sich auf den Weg macht und im übertragenen Sinn Wegzehrung braucht. Wenn der Ordensgründer Benedikt von Nursia von den «Ohren des Herzens» spricht, darf man gewiss auch von einem «Tisch des Herzens» sprechen.

## HIPPOKRATES UND DIE PALLIATIVE MEDIZIN

VON HEINRICH SCHAEFER-PEGORARO

Unserem Arzt-Übervater Hippokrates (460-377 v.Chr.) wird nachgesagt, er habe seine Schüler gelehrt: «Betrete nie das Haus eines Sterbenden, denn es könnte deinen Ruf schädigen». Diese Aussage befremdet uns heute, wollen wir Ärzte dem Patienten doch in jeder Lebenslage so gut wie möglich beistehen. Haben wir heutigen Ärzte nicht ein ähnliches Problem, wenn wir uns mit gutem Grund dagegen wehren, dass unsere Betreuungspflicht auf die Freitodbegleitung ausgeweitet werden soll? Es ist ja nicht so, dass wir dem Patienten in seiner Not nicht helfen wollen. Gleichzeitig befürchten wir, dass uns der Patient irgendwann nicht mehr sicher sein könnte, was wir in unserem Köfferchen mitbringen: Vielleicht Heilung, doch nur Linderung oder gar Gift für beschleunigtes Ableben? Wenn unsere Ziele nicht mehr klar sind, leidet neben unserem Ruf das Vertrauen des Patienten und damit er selbst.

Bevor ich vor fünfzig Jahren Medizin zu studieren begann, hatte ich ein prägendes Erlebnis: Einem nahen Angehörigen wurde die Diagnose Krebs verheimlicht. Dem Ehepartner wurde sie eröffnet, allerdings mit der Auflage, sie dem Kranken nicht mitzuteilen. Wie man sich vorstellen kann, war die Situation für das betroffene Ehepaar schrecklich.

Die damaligen Ärzte waren davon überzeugt, dass es ihre Pflicht ist, den Lebensmut der Patienten mit frommen Lügen zu stärken. Vom berühmten Chirurgen Ferdinand Sauerbruch (1875-1951) erzählt man sich, dass er auf die Frage, warum er einem an der Schwelle des Todes stehenden Mann noch das Bein amputiert habe, folgendes geantwortet habe: «Man darf einem Patienten nie die letzte Hoffnung auf Genesung nehmen».

Noch zu Zeiten meiner Spitalausbildung gab es in jeder Krankengeschichte eine spezielle Seite, auf der notiert wurde, welche beschönigenden oder verheimlichenden Erklärungen der Krebspatient erhalten hatte. So konnte auch der Nacht- und Wochenendarzt kohärent mitschwindeln – das Protokoll der Lügen.

Noch in den Siebzigerjahren stiess mein Vorschlag, in einem Spital ein Zimmer für Sterbende einzurichten, damit Angehörige ungestört auch längere Zeit mit ihrem Schwerstkranken verbringen konnten, auf entrüstete Ablehnung. Man war der Meinung, eine solche «Todeszelle» könne keinem Patienten zugemutet werden. Leider bestätigte sich meine Befürchtung, dass die Sterbenden zur Entlastung der anderen Patienten im Mehrbettzimmer dann eben doch in einen separaten Raum gebracht wurden – meist ins Badezimmer oder Arztbüro.

Lange hatte der Gedanke, dass der Tod trotz aller Fortschritte der Medizin unvermeidlich ist und bleibt, bei uns Medizinern keinen Platz. Wir wollten und mussten den Tod besiegen, immer und überall. Eine Therapie, die nur Leiden linderte, ohne deren Ursache zu beseitigen, war stets der Anfang eines Kunstfehlers, die symptomatische Therapie geächtet. Die Begriffe Symptomkontrolle und Palliation waren unbekannt.

Als ich 1993 von Vreni Schmid angefragt wurde, ob ich beim Aufbau eines Hospizes mithelfen wollte, war ich zunächst recht skeptisch. Eigentlich schwebte mir eher eine Verbesserung der heute «End of Life Care» genannten Pflege Sterbender im Spital vor, da dort alle diagnostischen und therapeutischen Möglichkeiten vorhanden waren. Die guten Erfahrungen in anderen Hospizen führten dazu, dass ich meine Meinung änderte. Ich erkannte, wie schwierig es in der Hektik einer Akutklinik ist, den gänzlich anders gearteten Bedürfnissen der Palliativpatienten gerecht zu werden. Es handelte sich dabei nicht nur um eine Frage des erhöhten Zeitbedarfs, sondern auch der speziellen Kenntnisse und Fähigkeiten des ganzen Betreuungsteams. Die Entscheidungsfindung erfolgt in der Palliativklinik viel individueller als in einem auf kurative Medizin ausgerichteten Spital. Nicht zuletzt erfordert

die Arbeit in diesem Bereich andere und wohl auch mehr Ressourcen bei den Betreuenden, da ein Hospizaufenthalt fast immer mit dem Tod des Patienten, also einem Verlusterlebnis endet.

Wir Ärzte sind gut ausgebildete Körpersorger – Seelsorge findet bis heute keinen Platz im universitären Lehrplan. In den letzten Jahren haben wir aber – nicht zuletzt durch Institutionen wie das HOSPIZ IM PARK – gelernt, dass die Seele in einem gepeinigten Körper nicht zur Ruhe findet. Die Palliation dagegen macht ein von unheilbarer Krankheit gezeichnetes Leben lebenswert auf dem Weg zu seinem würdevollen Tod. Wir haben gelernt, vermehrt zu Tisch zu laden, um mit Patienten, Angehörigen und dem Team über die grossen und kleinen Fragen des Lebens und des Sterbens ins Gespräch zu kommen. Wir durften erfahren, dass die Aufgabe, Anderen auf diesem letzten Weg das Geleit zu geben, eine Bereicherung auch für unser eigenes Leben ist.



... über die grossen und kleinen Fragen  
des Lebens und des Sterbens ...

# PALLIATIVE PFLEGE ALS WEGBEGLEITER

VON RENATE MOSER

Ich bin in einem Dorf aufgewachsen, wo sich die meisten Bewohner noch kannten. Zu dieser Zeit war es üblich, dass die verstorbenen Dorfbewohner in ihrem Heim aufgebahrt wurden. Am Tag des Begräbnisses fuhr ein Pferdegespann vor das Haus, der Sarg wurde aufgeladen und mit Blumen bekränzt. Unter Glockengeläut bewegte sich der Trauerzug langsam zur Kirche. Die Menschen, welche ausserhalb des Dorfes starben, zum Beispiel im Spital, wurden mit einem Leichenwagen zum Friedhof geführt, wo sie in einem Raum aufgebahrt wurden. Die Angehörigen, schwarz gekleidet, lösten sich bei der Totenwache ab.

Unser Schulweg führte beim Friedhof vorbei. Lag eine verstorbene Person im Aufbahrungsraum im offenen Sarg, umgeben von Blumen und brennenden Kerzen, gingen wir ehrfurchtsvoll hinein und nahmen Abschied. So wurde mir früh bewusst, dass zum Leben auch das Sterben gehört.

Ich erlernte den Beruf der Krankenschwester (heute Pflegefachfrau). Lange Jahre arbeitete ich auf der Intensivstation, betreute schwer kranke Menschen, darunter mehrfach verletzte Unfallpatienten. Es war zu der Zeit, wo die Medizin versuchte, mit allen Mitteln Menschen am Leben zu erhalten. Ich musste immer wieder erfahren, dass die nötige Sorgfalt dem sterbenden Menschen und den Angehörigen gegenüber fehlte. Ihre Bedürfnisse wurden wenig wahrgenommen.

Als ich dann aus der Zeitung von der Eröffnung des HOSPIZ IM PARK in Arlesheim erfuhr, meldete ich mich sofort und bekam die Stelle.

Am Tag der Eröffnung stand ein kleines Team voller Tatendrang bereit. Die Schränke waren mit Material aufgefüllt, die Pflegedokumente griffbereit und der Koch übte sich in speziellen Gerichten.

Nach und nach wurden einige Betten besetzt. Wir schenkten den Patienten über die Pflege hinaus unsere volle Aufmerksamkeit. Ich erin-

tere mich an einen Patienten, der glücklich war, dass er seine Familie und seine Freunde zu seinem letzten Geburtstagsfest einladen durfte und mit Champagner anstossen konnte. Kurz darauf zog er sich zurück und starb. Einem anderen Patienten packten wir die medizinischen Utensilien und Medikamente in den Koffer, seine Freunde holten ihn ab, und zusammen reisten sie mit dem FCB-Fanclub an ein Fussballspiel nach England. Auch für ihn war es der letzte Match. Einer Patientin wurde der abgebrochene Kontakt zu ihrer Tochter im Ausland ermöglicht. Nach einer Stunde Gespräch am Telefon beruhigte sich ihr Zustand, und mit grosser Gelassenheit konnte sie den Tod annehmen.

Mit den Jahren nahmen die Patientenzahl und unser Beschäftigtsein zu. Wir reflektierten Vergangenes und bekamen Weiterbildung für Neues.

Das Miteinander schweisste das Team zusammen. Das Verhältnis untereinander basiert auf einer freundschaftlichen Ebene, und die kranken Menschen und ihre Angehörigen schätzen diese Harmonie. Jemanden ins Sterben zu begleiten, erfordert grosses Einfühlungsvermögen und vor allem Fachkompetenz.

Was mit Angehörigen in diesem Moment passiert, ist prägend für ihre Trauerarbeit und für ihr Weiterleben. Offen die Dinge anzusprechen, macht die Trauer tragbarer. Oft werde ich gefragt: «Wie können Sie das alles aushalten?» In Beziehung stehen zum Mitmenschen, mich mit seinem Schicksal zu befassen, darin erfahre ich meine Sinnfindung. Begleiten heisst, ein Stück des Weges mitgehen zu dürfen, miteinander auszuhalten und dankbar zu sein für diesen speziellen Moment.

Ich habe gelernt, Unerklärliches oder Unfassbares mit Gelassenheit anzugehen mit der Gewissheit, dass alles seinen Sinn hat.

Wenn mich etwas Berufliches beschäftigt, denke ich gerne auch ausserhalb des Hospizes darüber nach. Trotzdem habe ich eine gesunde Distanz zu meiner Arbeit.

Meine Familienverhältnisse und meine Freundschaften erlauben mir, mich intensiv den Lebensfreuden zuzuwenden.

Nach fünfzehn Jahren Hospizarbeit blicke ich auf eine bewegte Zeit zurück, und reich an vielen Erfahrungen werde ich mich altershalber

zurückziehen. Ich freue mich auf andere Aufgaben. Ich werde versuchen, die Momente zu geniessen, Unwesentliches von Wesentlichem zu trennen und mit dem neugewonnenen Freiraum konstruktiv umzugehen.

Ich bin allen Menschen dankbar, deren Weg ins Hospiz führte, deren Nähe ich zu spüren bekam, mit denen ich am Tisch sitzen durfte, von denen ich mich wieder trennen musste und die mir alle ermöglichten, meinen Weg zu finden.

...zusammen reisten sie mit dem FCB-Fanclub an ein Fussballspiel nach England



## ICH, DU UND WIR – BEGEGNEN SICH

VON LUCIA STAEUBLI

Ein Ich, ein unsicheres, fremd in dieser Umgebung, durch Krankheit gezwungen im neuen Lebensraum anzukommen, kann dieser Raum zu einem Herzstück für dieses exponierte Ich werden? Will das Ich dies? Warum soll das Ich dies anstreben? Warum soll dieses Ich sich der neuen Umgebung öffnen und sich den vielzähligen, unbekanntem Menschen anvertrauen?

Das Ich zieht sich viel lieber zurück in seine Innenwelt und bleibt gewollt mit sich alleine. Auch das ist möglich, in diesem Haus.

An zentraler Stelle steht der grosse Tisch. Ein Zentrum. Womöglich stellte der Ofen in früheren Zeiten, als Taktgeber und Wärmequelle für die Bewohner eines Hauses, einen ähnlich prominenten Mittelpunkt dar.

Was ist nun für das Ich, das in diesem Haus angekommen ist, der eigene Herzpunkt? Das Zentrum? Was ist das innerste Anliegen? Kennt es dieses Anliegen schon lange, oder wird es erst jetzt neu formuliert, jetzt, wo sich ein Ich gewahr wird, dass die Lebenszeit für jeden Menschen endlich ist? Und: Ich weiss es, meine Lebenszeit ist wirklich begrenzt.

Was wird zum Zentrum, im Innenraum und in meinem Aussenraum? Was ist wichtig? Verändern sich die Dinge?

Wissen: Wissen löst das Materielle auf. Wissen und das Sich-Gewahr-Werden der eigenen bedrohten Lebenssituation verlangt dem Ich viel ab. Dieses Wissen um Endgültigkeit fordert einen anderen Umgang mit allem und jedem. Mit sich selber, mit seinen Lieben, mit Belanglosem, mit der Welt. Diese Art Wissen bedarf subtiler Anschauung. Solchermassen Erfahrungen machen zu müssen, bedarf Schutz und Beruhigung. In der Suche richtet sich das Ich aus nach Gutem

und mit ihm selbst Gütigem. Ja, Ich versuche mein Leben so gut wie möglich zu gestalten.

Wissen: was lässt sich erhalten, was lässt sich sagen, was lässt sich austauschen? Was bleibt dem Ich?

Wissen, dass ein Ich sich auf sich selber verlassen darf. Wissen, dass ein Ich sich auf ein Du oder sogar verschiedene Dus verlassen kann. Du kannst dem Ich behilflich sein im Austausch über eine persönliche Frage. Du kannst dem Ich Unterstützung anbieten in den täglichen Verrichtungen, die ein menschlicher Körper benötigt. Du umsorst das Ich. Du stellst wichtige Fragen, die das Ich sich selber fragt, aber sich selber nicht alleine zu beantworten vermag. Du lässt das Ich in allem wissen: Du wirst nicht alleine gelassen, jetzt, hier.

Wissen, Sein und Wandel:

Ich weiss, Du bist nah und auch dort ein Du, und doch ist da manchmal die Einsamkeit, die Traurigkeit.

Das Ich setzt sich nicht mehr an den Tisch. Ich liege die meiste Zeit nur noch in meinem Bett. Meine Welt wird räumlich kleiner. Mein Tätigkeitsradius wird begrenzter. Die Auswahl aller Dinge wird weniger: ein roter Saft, ein blavioletter, ein orangefarbener...?

Meine Welt wird zu Gedachtem. Mein Gedachtes ist nicht mehr linear gerichtet und streng geordnet. Gedachtes und Erlebtes mischen sich mit Fragen.

Spüre ich da immer noch eine Mitte? Erlebe ich jetzt nur noch Zerstörung? Erkenne ich kaum mehr die verglimmende Glut? Was bleibt? Und: Was wird?

Viele dieser Gedanken füllen den Raum im Zentrum des HOSPIZ IM PARK. Vielleicht werden einige dieser Fragen von einem Du aufgenommen und am Tisch aus hellem Holz im Esszimmer mit der Fensterfront, welche ausgerichtet auf die Terrasse den Raum schliesst und so gleichsam dem Licht Zugang verschafft, mit einem Gegenüber besprochen. Vielleicht bewegen einige dieser Gedanken einen Angehörigen, einen Sohn, eine Tochter, einen Freund?

Ich meine manchmal, dass ich in der Lage sei zu hören, was Du denkst: Du denkst Dir, was mag Ich wohl fühlen?



Spüre ich da immer noch eine Mitte?

Ich fühle, dass ich hier umsorgt bin. Ich versuche zu vertrauen. Ich habe Angst. Ich weiss, Du kannst mir helfen. Ich weiss, wir können uns gegenseitig hilfreich sein. Ich will, ich muss den Weg gehen. Ich weiss, Du bist Begleitung und Gegenüber, und Wir sind uns Schutz und Vertrauen in Einem.

Der Lebensabschnitt, den Menschen in diesem Hospiz leben, kriert tausendfach Fragen und Gedanken über ein Dasein der Menschen und das Wohin nach unserem Dasein in dieser Welt.

Menschen werden versuchen, beseelt vom Gedanken an ein Wir, das unsichere Ich, das Brückenbauende Du, in diesem Haus lebendig zu pflegen. Davon bin ich überzeugt.

# DREI VERSCHIEDENE BEGEGNUNGEN AM TISCH DES LEBENS

VON ESTHER BRUNNER-LEEMANN

Schon am Tag der «offenen Tür» – vor der Eröffnung des HOSPIZ IM PARK – fühlte ich mich angesprochen von dem Haus, dem Garten und der Atmosphäre. Gleich schrieb ich mich ins grosse Buch ein, dass ich als Freiwillige meine freie Zeit dem Haus und den Patientinnen und Patienten schenken will.

Das wurde auch Wirklichkeit. Schon bald wurde ich angerufen: ich durfte ein paar Stunden eine Frau begleiten, die Angst hatte, alleine zu sein. Wir sprachen ganz wenig miteinander, aber durch das Halten ihrer Hand verstanden wir uns gut. In der folgenden Nacht durfte diese Patientin heimgehen zu ihrem Schöpfer.

Für mich waren diese paar Stunden sehr beeindruckend. Auch dank der liebevollen Stimmung im Hospiz – von der Reinigungskraft, der Büromanagerin bis zum Koch und natürlich allen Pflegefachleuten – fühlte ich mich wohl.

Eine weitere Herausforderung war die Aufgabe, einem Mann jeden Morgen das Frühstück bereit zu machen und ihm behilflich zu sein beim Essen. Anfangs hatten wir noch gute Gespräche, aber sein Gesundheitszustand verschlechterte sich zusehends. Ich reihte ihm noch seine CD-Sammlung alphabetisch ein. Einige Wochen später verliess auch er uns dem Licht entgegen.

Danach betreute ich einmal wöchentlich verschiedene Patientinnen und Patienten, stets getragen von den lieben Pflegefachfrauen des Hauses.

Eine grosse Bereicherung waren mir immer wieder die Supervisionen. Nach einiger Zeit plagten mich starke Rückenschmerzen, und ich musste leider meine Freiwilligenarbeit aufgeben.

Für mich bedeutet das Hospiz heimkommen und geborgen sein.

Deshalb war für mich einige Jahre später klar, dass für meinen geliebten Gatten, der an einer Tumorerkrankung litt, nur das Hospiz der richtige Ort für seine letzte Leidenszeit war. Solange es möglich war, hatte ich zu Hause die Pflege übernommen – mit Hilfe der Spitex, einmal am Tag. Dann aber kam der richtige Moment, ihn ins Hospiz zu geben. Jetzt durfte ich einfach als Ehefrau von morgens bis abends bei meinem lieben Mann sein, ohne die Last der Pflege. Diese acht Tage des Zusammenseins waren eine ganz wertvolle Zeit für uns beide. Alle waren lieb und besorgt zu ihm. Alles wurde auch immer wieder mit der Ärztin besprochen. Das ganze Haus mit sämtlichem Personal trug mich und meine Familie durch diese schwere Zeit. Wir fühlten uns geborgen. Für mich war das gemeinsame Mittagessen am grossen Tisch im Hospiz ein lebendiges Symbol dafür. Stundenlang sass ich am Bett, hielt meinem Mann die Hand und streichelte ihn: dann ging ein Strahlen über sein Gesicht.

Am zweitletzten Tag richtete er sich auf, umarmte mich und sagte: «Ich bin sehr traurig, dass ich dich alleine zurücklassen muss.» Da wurde mir bewusst, dass ich bald alleine sein werde, was mich ausserordentlich traurig machte. Nach 58 Jahren alleine.

Für die überaus liebe und gute Betreuung im Hospiz möchte ich auch hier meinen herzlichsten Dank aussprechen!

Nach eineinhalb Tagen war dann Realität, dass mein lieber Gatte sterben musste. Es war und ist immer noch hart für mich, aber ich bin in Gedanken mit ihm verbunden.

Noch eine dritte Begegnung mit dem Hospiz und seinen Menschen will ich schildern.

Mir wurde angeboten, mich in einer Trauergruppe einzubringen. Sofort meldete ich mich an. Wir sind drei Trauernde und zwei Betreuerinnen. Ca. alle zwei Wochen treffen wir uns, tauschen unsere Gedanken, unseren Schmerz aus und auch, wie es weitergehen soll. Unsere beiden Betreuerinnen sind sehr einfühlsam, wir sitzen im Kreis, in der Mitte stehen schöne Blumen, und es brennt eine Kerze. Zu Beginn hören wir Musik, und ich darf sagen, wir fühlen uns sehr wohl. Die Texte und Gedichte, die wir zu hören bekommen, trösten uns und stellen

uns auf. Jedes Mal gehe ich erleichtert nach Hause. So manche Anregung erweist sich als hilfreich – z.B. zünde ich nun gleich nach dem Aufwachen als Erstes eine Kerze an, und dieses kleine Licht überbrückt den Abgrund meiner Trauer.

Ich möchte auf keinen Fall, dass es diese Trauergruppe nicht gäbe. Auch hier ein herzliches Dankeschön!

In drei verschiedenen Situationen habe ich das Hospiz erlebt: immer positiv, sodass ich mich in diesem Haus zu Hause fühle.

Oder mit den Worten von Jörg Zink:

Und dafür ist es gut,  
noch eine Weile auf der Erde zu sein.  
Denn hier auf der Erde soll entstehen,  
was als Sinn und Wert unseres Lebens gelten wird.

«... dass ich dich alleine zurücklassen muss.»



## VOM TRAUM ZUR WIRKLICHKEIT

VON VRENI SCHMID-GRETHNER

Schon oft kam die Frage an mich: «Wie kamst du zur Idee, ein Hospiz zu gründen?» Mit dieser Jubiläumsschrift ergibt sich die Gelegenheit, über meine Vision und deren Verwirklichung zu berichten.

Es muss doch noch einen anderen Ort für die letzte Lebenszeit, für das Sterben geben, dachte ich an einem Punkt in meinem Leben, wo ich wusste, dass ich noch «etwas» bewirken wollte. Ich hatte Patienten in ihrer letzten Lebensphase in der Geriatrie betreut, durfte auch im Freundes- und Familienkreis Menschen in ihrer vertrauten Umgebung zu Hause in den Tod begleiten. Die Diskrepanz dieser zwei «Sterbensorte» war riesig für mich. Da kam mir ein Video Film vom St. Christopher Hospice in London zu Hilfe. Ja, ein Hospiz würde ich gründen. Aber wo fand ich die Menschen, die mich unterstützen würden, Menschen mit Erfahrung in Medizin und Pflege, in der Juri- sterei, wo fand ich ein geeignetes Haus dafür?

Ende 1993, zwang mich eine Knieoperation mit längerer Rehabilitation zum Nachdenken. Ich träumte in diesen Tagen einen sehr realistischen Traum von «meinem» Hospiz. Danach überstürzten sich die Ereignisse.

Mein erster Hospiz-Wegbegleiter und Stiftungsratskollege Mathis Burckhardt, Dr. iur., erklärte sich bereit, meine Vision aktiv bis zur Wirklichkeit zu begleiten. Ein geeignetes Haus wurde mir angeboten. Wir gründeten eine Stiftung, in die das Haus später eingebracht wurde. Der frühere reformierte Arlesheimer Pfarrer Hanno Niemeijer wurde der Dritte im Bunde unseres gegründeten Stiftungsrates.

In Arbeitsgruppen, mit geeigneten Fachleuten der Firma NonproCons wurde ein Konzept erarbeitet. Mit einem Architekten zusammen plante ich einen Um- und Anbau, die später realisiert wurden. Sehr er- nüchternd für mich waren die Besuche bei diversen regionalen Institutionen



und zum Teil auch bei einigen Ärzten. Sie hörten mir zwar zu, fanden die Idee nett, das war's auch schon. Bis ich zu einem bekannten Basler Hämatologen kam, dessen Aussage mich wirklich erfreute: «Wenn Sie etwas im Gesundheitswesen verändern wollen, dann müssen Sie es tun, einfach tun und nicht weiter nachfragen.» Diesen Rat schlag nahm ich sehr ernst, und daraufhin schrumpfte auch meine Unsicherheit. Jetzt gab es eigentlich kein Zurück mehr, und das war gut so.

Es wurde emsig gearbeitet, am Konzept, am Bau, wir bemühten uns um eine Bewilligung bei der Regierung. Der damals zuständige Regierungsrat sprach von einer möglichen Bewilligung zur Führung des Hospiz als Pflegeheim, aber von keiner Chance, auf die Spitalliste aufgenommen zu werden. Nichtsdestotrotz verfolgten wir weiter unser Ziel, im Juni 1996 das HOSPIZ IM PARK zu eröffnen. Glücklicherweise war ich, dass Dr. med. Heini Schaefer sich bereit erklärt hatte, als erster Hospizarzt die Arbeit bei uns aufzunehmen, neben seiner Praxistätigkeit. Die Suche nach geeigneten Pflegefachleuten war auch sehr spannend, die Bewerbungsgespräche führten wir auf der Baustelle, zum Teil im Keller, weil da am wenigsten umgebaut werden musste. Die Eröffnungs-Feierlichkeiten begannen Ende Mai mit einem Symposium für interessierte Ärzte und Pflegenden. Für geladene Gäste und die Öffentlichkeit gab es einen «Tag der offenen Tür» bei strahlendem Sonnenschein, am 1. Juni 1996. Etwa fünf Tage später bekam das Hospiz den ersten Patienten.

Noch im selben Sommer wurde das Hospiz als Pflegeheim anerkannt. Der Weg zur Aufnahme auf die Spitalliste hatte noch etliche Stolpersteine. Im Juni 1999 hatten wir endlich den erhofften öffentlichen Leistungsauftrag für Palliative Care in der Tasche, das heisst, das HOSPIZ IM PARK ist seit diesem Zeitpunkt als Spital anerkannt. Seither sind hunderte von Menschen an unserem Tisch gesessen, haben gegessen, haben gewartet, haben gehofft, haben in den herrlichen Garten, vielleicht auch in sich hinein oder durch alles hindurch geschaut.



... vielleicht auch in sich hinein oder durch alles hindurch geschaut.

# WENN DIE WAHRHEIT AUF DEN TISCH KOMMT

VON PETER STROHMEIER

«Gibt es noch Hoffnung, kann ich noch geheilt werden? Sagen Sie mir bitte die Wahrheit! Wie geht es weiter?» Diese Fragen stellt mir der bettlägerige, leicht verschwitzte Patient, Herr S., den ich als letzten an diesem Tag zu Hause besuche. Ich kenne Herrn S. seit langem. Seitdem vor einem Jahr eine bösartige Tumorkrankheit diagnostiziert worden ist, sehe ich ihn häufiger. Operationen und Therapien machten intensive Behandlungen nötig. Herr S. weiss, wie es um ihn steht. Bis jetzt war er immer voller Zuversicht, die Krankheit in den Griff zu bekommen. Nun aber spürt er seinen Kräftezerfall. Tatsächlich haben die letzten Untersuchungen gezeigt, dass der Tumor sich ausgebreitet hat und ein Stadium erreicht ist, in dem keine medizinische Behandlung mehr möglich ist.

Ich spüre die Angst und die Sorge aus den Fragen von Herrn S. Ich weiss, dass ich ihm die Wahrheit sagen muss. Und so kommt sie auf den Tisch, die Wahrheit:

«Ja, Sie spüren richtig, die Tumorkrankheit schreitet weiter fort, und so wie es aussieht, werden Sie nicht mehr lange zu leben haben!» «Ich wusste es», antwortet Herr S. Dann liegt er stumm, in sich gekehrt in seinem Bett. Ich versuche ihm zu erklären, dass dies nicht bedeutet, dass nicht mehr geholfen werden kann. «Wir, die Familie und ich als Arzt werden Sie begleiten.» In den folgenden Tagen erfordert die Krankheit wiederholte Hausbesuche. Dabei sprechen wir immer auch über die Fragen, die Herrn S. am meisten beschäftigen: «Wie lange geht es denn noch? Wie werde ich sterben? Werde ich Schmerzen haben? Werde ich ersticken müssen?» Ich versuche Ängste abzubauen. Ich verspreche, alles daran zu setzen, Leiden zu lindern. Ich erkläre, dass die Medizin helfen kann, diese Symptome zu behandeln. «Kann ich hier zu Hause bleiben? Ich möchte zu Hause sterben! Im Spital kann man mir ja auch nicht mehr helfen! So gut wie hier habe ich es

nirgends.» Den Wunsch, zu Hause zu sterben, äussert Herr S. immer wieder. Ich verspreche, dass wir versuchen, diesen Wunsch zu erfüllen. Tatsächlich, die Gattin betreut ihren Ehemann mit viel Einfühlungsvermögen sehr gut.

Und trotzdem: Ich weiss auch, wie schwierig es ist, einen schwer kranken, pflegebedürftigen Menschen zu Hause zu pflegen. Der pflegende Partner ist körperlich und seelisch bis auf das Äusserste gefordert. Auch die Unterstützung durch die Kinder ist häufig nicht möglich. Sie sind berufstätig oder wohnen auswärts. Die Spitex kann wertvolle Entlastung bringen. Der betreuende Partner bleibt in seiner 24 Stunden dauernden Aufgabe dennoch die grösste Zeit alleine.

Der Wunsch, zu Hause sterben zu können, erfordert alle Kräfte des Partners. Oft bleibt dadurch kaum noch Zeit für Gespräche oder auch nur stilles Zusammensitzen. In diesen Situationen weise ich immer wieder auf das HOSPIZ IM PARK hin. In aller Regel habe ich dem Patienten und der Familie schon zuvor Informationen über das Hospiz abgegeben. Ich beschreibe das HOSPIZ IM PARK als einen Ort, wo Menschen mit unheilbarer Krankheit sehr gut betreut und Beschwerden und ihre Leiden optimal gelindert werden können. Im Hospiz können der Partner und die Familie von ihren Aufgaben entlastet werden. So können sie wieder Zeit finden, mit dem Patienten zusammen zu sein und miteinander zu reden, soweit dies noch möglich ist. Auch bei Herr S. geschah es so: So sehr die Gattin ihrem Mann den Wunsch, zu Hause zu bleiben, erfüllen wollte, führten der schnelle Kräftezerfall und die vollständige Bettlägerigkeit ihres Ehemannes zu einer Überforderung. «Aber ich will nicht ins Spital», wiederholt Herr S. immer wieder. «Sie müssen nicht ins Spital, aber gehen Sie ins Hospiz», erkläre ich Herrn S. «Das HOSPIZ IM PARK ist nicht einfach ein Spital. Sie werden dort sehr gut betreut werden. Wenn Sie dort sind, werde ich Sie in wenigen Tagen besuchen und mich vergewissern, dass es Ihnen dort gut geht und Sie am richtigen Ort sind.» Schliesslich willigt der Patient ein. Glücklicherweise ist ein Bett im Hospiz frei, und der Patient kann schon am folgenden Tag eintreten. Als ich ihn einige Tage später besuche, finde ich ihn ruhig und entspannt in seinem

Bett: «Es geht mir hier sehr gut! Das war der richtige Entscheid!» Eine Woche später ist der Patient im Beisein der Familie ruhig gestorben.

15 Jahre HOSPIZ IM PARK! Ich muss gestehen, dass ich vor 15 Jahren, als ich hörte, dass in Arlesheim ein Hospiz eröffnet wurde, dachte: Braucht es das wirklich? Braucht es ein Hospiz, um unheilbar kranke Menschen zu betreuen? Die Leute wollen doch zu Hause sterben und mit der Spitex und der Spitalexternen Onkologiepflege SEOP – damals ein Schlagwort und im raschen Aufbau begriffen – brauchen wir doch kein Hospiz! Heute weiss ich: Ich habe mich geirrt. Es braucht das HOSPIZ IM PARK und es ist ein Glücksfall, dass wir ein so gutes Hospiz in unserer Umgebung haben! Das HOSPIZ IM PARK ist ein einzigartiger Ort, an dem Patienten und ihre Familien in einer sehr schweren Zeit voneinander Abschied nehmen können. Die hohe Professionalität in der Betreuung, die umfassende, engagierte Pflege, verbunden mit der Ruhe des Ortes, schaffen die Möglichkeit für Patienten und Familien, das Unumgängliche erträglicher zu machen.

Heute weiss ich: Ich habe mich geirrt.



## AM TISCH DER NACHBARN

VON NICOLE BURCKHARDT

In unmittelbarer Nachbarschaft des HOSPIZ IM PARK befindet sich ein weiterer Ort der Gemeinschaft, das Tagesheim Sunnegarte für Kinder bis zum 10. Altersjahr. Umgeben von einem herrlichen Garten ist die ehemalige Thomy-Villa am Stollenrain 10 erfüllt von Leben, Bewegung, fröhlichem Kindergeschrei und vielen teils sehr phantasievollen Vorstellungen, Träumen und Ideen für die Zukunft.

Auch hier ist der Tisch der zentrale Ort, an dem das gemeinsame Erleben und die Zusammengehörigkeit für alle deutlich spürbar sind. Die wohl wichtigste Tätigkeit am Tisch ist das Essen. Die Tischregeln, die Gespräche und Auseinandersetzungen und natürlich die Mahlzeit selbst verbinden jeden Tag für eine knappe Stunde die Sunnegartekinder mit ihren Betreuerinnen und Betreuern.

Kürzlich durfte ich als Gast an einem Mittagessen dabei sein. Die Kinder erklärten und zeigten mir, wo ich sitzen soll und wie das Mittagessen abläuft. Zuerst die grosse Spannung: «Was git's hüt, han ich's ächt gärrn?» Dann dürfen sich alle selbst schöpfen, zuerst zaghaft und nach dem Probieren, wenn es geschmeckt hat, doch schon sehr grosszügig. Dank dem langjährigen Cateringvertrag mit dem HOSPIZ IM PARK kann das Tagesheim täglich die bestellten und fertig zubereiteten Essen abholen und profitiert so von den vorzüglichen Kochkünsten der Hospizküche. Wer den Wochenplan liest, ist erstaunt über die vielfältige und abwechslungsreiche Menufolge, das Angebot geht von Fischstäbli über Coq au vin bis zur Käsewähe.

Leicht unterschätzen wir den Wert und die Wichtigkeit der gemeinsam verbrachten Zeit am Tisch. Tischregeln und Abläufe bilden wie Rituale einen Teil des festen Rahmens, der den Kindern Halt gibt und das Zusammensein stärkt: Geduldig warten, bis alle sitzen und geschöpft haben, «E Guete» wünschen, miteinander teilen, nach dem Essen die Ämtli wie Abräumen, Wischen etc. erledigen. Am Tag meines Besu-

ches drehen sich die Gespräche während dem Essen in erster Linie um Weihnachtswünsche, vorwiegend Fahr- und Flugzeuge mit raffinierter Fernsteuerung wurden beschrieben und heiss ersehnt. Dabei musste ich über einen 5-jährigen Jungen lächeln, der von früher sprach, weil er damals noch jung war und noch keine so komplizierten Spielzeuge bekam. Vis à vis stichelten ein 9-jähriges Mädchen und ein 6-jähriger Bub unter und über dem Tisch. Grund: «Är nävt mi eifach». Das löste eine kleine Diskussion über die verschiedenen Möglichkeiten der Konfliktlösung aus.

Am Tisch finden aber auch andere Tätigkeiten statt, meist gemeinsam wird gespielt, gearbeitet und gebastelt. Gesellschafts- und Geschicklichkeitsspiele tragen neben der Unterhaltung viel dazu bei, dass die Kinder lernen, zusammen und sich ergänzend Ziele zu erreichen (Teamförderung) und sich selbst als einzelnes Individuum etwas zurückzunehmen. Mit zusammengelegten Kräften und Ideen entstehen saisonale Dekorationen fürs Haus, lustige Geschenke für die Eltern oder als Erinnerung für Kamerädl, die das Tagesheim verlassen.

Die Stiftung Sunnegarte betreut mit ihren verschiedenen Angeboten Kinder bis Ende Primarschulalter und entlastet damit berufstätige Eltern. Dass unsere Institution, die die Kinder im ersten Lebensjahrzehnt begleitet und auf das zukünftige Leben vorbereitet, direkt neben dem Hospiz liegt, das Menschen am Ende des Lebens liebevoll begleitet und betreut, ist eine Situation, die mich stark berührt, weil sie so symbolhaft für den Lebenskreislauf mit Anfang und Ende steht.

Die Stiftung Sunnegarte wünscht der Stiftung HOSPIZ IM PARK viele weitere Jahre in seiner segensreichen Tätigkeit. Wir hoffen, dass unsere friedliche Nachbarschaft noch lange fort dauert und dass auch in Zukunft unsere wunderfützigen Kinder unserem gemeinsamen Gärtner Philipp Grüter und seinem Hund Quira «nachspionieren» dürfen, seine tollen Gartenmaschinen belagern und von ihm ein wenig Gartenpflege und Gartenliebe lernen.

## GÄSTE AM TISCH VON CHRISTOPH JENZER

Seit 15 Jahren schätzen wir die Zusammenarbeit mit dem Hospiz-Team. Als Fleischfachgeschäft sind wir mitverantwortlich für das gute Essen, welches täglich auf dem Tisch des HOSPIZ IM PARK steht.

Mein Urgrossvater hat die Metzgerei vor über 111 Jahren am heutigen Standort neben dem Gasthof zum Ochsen gegründet. Wir haben das Glück, mittlerweile über vier Generationen, eine Tradition aufbauen und weiterführen zu dürfen. Täglich hat sich unsere Familie dafür eingesetzt, Produkte von höchster Qualität zu produzieren. Dafür sind unter anderem Kreativität und Präzision wichtig, aus deren Zusammengehen immer wieder neue Produkte entstehen.

Wir fühlen uns verpflichtet, auf artgerechte Tierhaltung zu achten, denn Genuss und gesundes Essen stehen mit einem gesunden Tier in Zusammenhang. Im Vordergrund steht selbstverständlich auch der Respekt gegenüber dem Tier als Lebewesen. Unsere Rinder leben alle in Mutterkuhhaltung in unserer Region. Täglicher Auslauf auf die grüne Wiese während der Vegetationszeit ist uns sehr wichtig. Besonders stolz sind wir auf unsere Freilandschweine. Der Bauernhof in Witzwil liegt im Berner Seeland und die Schweinehaltung ist einzigartig für die ganze Schweiz. Unsere Freilandschweine haben noch nie einen Stall gesehen.

Viele unserer Rezepte stammen noch aus Grossvaters Zeiten und wurden über die Jahre den Ernährungstrends angepasst. Doch der Leitsatz von Qualität und Vertrauen wird über Generationen hinaus weiter gelebt. Natürlichkeit hat in den letzten Jahren wieder an Gewicht gewonnen. Viele unserer Produkte gehen in ihrer Entwicklung wieder zurück zum Urprodukt. Damit meine ich, dass ein Produkt oft bekömmlicher wird, wenn man es einfacher und natürlicher produziert – so wie zu Urgrossvaters Zeiten.

Essen verbindet Menschen. Gutes Essen erinnert an gute Zeiten, in denen man die Gemeinschaft mit nahestehenden Menschen erlebt hat. Es gibt Kraft, Freude und ist nicht zuletzt auch ein gemeinsamer Genuss. Dies gilt auch für Menschen, die durch Krankheit gezeichnet sind. Als Hausmetzgerei des HOSPIZ IM PARK schätzen wir es sehr, täglich einen Beitrag an die dortigen «Tischfreuden» zu leisten.

Besonders stolz sind wir auf unsere Freiland Schweine.



## AUF LEISEN SOHLEN

VON SETTIMIO MONTEVERDE

Müsste ich all den Menschen, die im Hospiz täglich ein- und ausgehen, Schuhe zuweisen, so würde ich der Seelsorgerin und dem Seelsorger wohl Hüttenfinken geben. Der Grund ist naheliegend: Die Seelsorge kommt immer auf leisen Sohlen daher. Nicht, weil sie etwas zu verbergen hätte oder weil sie möglichst unbemerkt bleiben will. Die Seelsorgerin und der Seelsorger klopfen beim Patientenzimmer an, doch gerade so laut, um allfällig schlafende Patienten nicht zu wecken. «Soll ich später kommen?» ist die Standardfrage. Ärztinnen und Ärzte sowie Pflegende würden diese Frage wohl eher selten stellen, denn wenn sie kommen, werden sie erwartet. Im Gegensatz zu diesen aber kommt die Seelsorge oft unerwartet, ungerufen, manchmal sogar überraschend.

Lärm lenkt ab. Deswegen kommt die Seelsorge auf leisen Sohlen, weil sie genau wahrnehmen und verstehen muss, was Menschen, die im HOSPIZ IM PARK ihre letzten Lebenstage verbringen, beschäftigt. Sie muss das Gesagte verstehen, das Gemeinte erkunden und mit den Betroffenen aufdecken können, welche Quellen der Kraft sie in sich haben, von denen sie vielleicht gar nichts wussten. Was daraus entsteht, ist eine Begegnung, die beiden Sinn und Kraft gibt.

Auf leisen Sohlen gehe ich immer wieder am Esszimmer vorbei und sehe Menschen, die am grossen Tisch warten: auf das Essen, auf den Besuch, auf das Gespräch mit der Ärztin, oder sie sitzen einfach da und blicken in die Landschaft, auf die Bäume, die das Hospiz umgeben. Viele von ihnen tragen sichtbare Zeichen schwerer Krankheit. Sie stützen sich am Tisch, und blicken in die Landschaft. Ich habe das Gefühl, dass sie äusserlich ganz hier sind, doch innerlich schon unterwegs, aufgebrochen: Weit weg, aber gleichzeitig tief verwurzelt im Hier und Jetzt. Immer wieder fühle ich mich dabei an einen Vers aus dem Gedicht von Hilde Domin erinnert:

«Man muss weggehen können und doch sein wie ein Baum: als bliebe die Wurzel im Boden, als zöge die Landschaft und wir ständen fest.»

Sein wie ein Baum, der seine Wurzeln ganz tief ins Erdreich steckt, der nochmals ertastet, was es heisst, mitten im Leben zu stehen, am Leben zu sein, und gerade dadurch bereit wird, loszulassen, weiterzuziehen, um schliesslich selbst ein Teil der Landschaft zu werden, die vorbeizieht: Diese Spannung und diese Wandlung vieler Menschen in ihren letzten Tagen im Hospiz zu erkennen, bedarf leiser Sohlen. Sie zu erfahren, erfüllt mich immer wieder mit Staunen und Dankbarkeit. Die Schwere des Abschieds und das damit verbundene Leiden können für den Betroffenen, die Angehörigen und das betreuende Team freilich nicht ungeschehen gemacht werden. Doch zu ihnen gesellt sich die Zuversicht, dass dieses Leiden nicht umsonst war: Der Weg, den die Verstorbenen gegangen sind, hilft den Trauernden, verwurzelt zu bleiben im Leben, ihren Weg zu gehen – auf leisen Sohlen.

Weit weg, aber gleichzeitig tief verwurzelt ...



## KLANG DER GEMEINSCHAFT

VON REGULA UTZINGER

Der Tisch ist ein Ort der Begegnung, sei es bei Gesprächen oder zur gemeinsamen Mahlzeit. Die Mahlzeit kann auch Teil eines Festes sein, ein Fest der Freude, ein Fest der Erinnerung. Zum Festmahl gehört auch die Musik dazu. Es gibt vielfältigste Abbildungen aus allen Jahrhunderten zu diesem Thema. Heute ersetzt meist das Radio oder Fernseher die «Hofmusiker». Tatsache ist doch, dass die Musik etwas ist, womit man sich wie eine Art Raum schafft, um sich wohl zu fühlen. Die Musik hat grundlegend die Qualität der Begegnung in sich. Sie ist z.B. die Begegnung mit sich selber, die Begegnung mit einer speziellen Stimmung, die man sucht oder die unverhofft in einem selbst erweckt wird. Im Konzert begegnet man auch den Ausführenden, denn ohne sie gibt es keine hörbare Musik. Man begegnet aber auch den anderen Zuhörern, ob bewusst oder unbewusst. Im Zuhören bilden die Zuhörer eine Gemeinschaft. Alle hören die gleiche Musik, und in jedem Zuhörer entfaltet sich das ganz persönliche Erlebnis, das die eigene Vergangenheit mit dem Jetzt und der Zukunft verbindet. Die Musik gibt Raum zu Erinnerungen, für Vergessenes, aber auch Raum für Impulse, Wünsche die in die Zukunft gehen. Die Musik gibt Raum für die Freude, aber auch für die Trauer, selber ist sie weder freudig noch traurig, sie gibt eben Raum dafür, dadurch hat sie etwas Tröstendes. In ihr haben meine Trauer und meine Freude Raum und Zeit, sowie die «Berechtigung», einfach da zu sein.

Noch stärker wird ein Gemeinschaftliches gebildet, wenn zusammen musiziert oder gesungen wird. Das braucht kein bühnenreifes Werk zu sein. Nur schon ein paar wenige, gemeinsam gespielte oder gesungene Töne können tiefe Erlebnisse hinterlassen.

Wie oft durfte ich erleben, dass, wenn einmal die Hemmschwelle vom eigenen Spielen oder Singen überwunden wurde, ein innerlich sehr bewegtes Erleben seiner Selbst entstand – unvergesslich. Aber nicht nur das, dieses Klingen wurde eine Art Verbindung zur Umwelt.

Beim Hören und auch selber Spielen von Musik, verändert sich die Empfindung für Zeit, obwohl die Musik eine «Zeitkunst» ist. Oft passiert es, dass man nicht gemerkt hat, wie schnell eine Stunde vorbei ging. Und weil es Musik schon so lange gibt, wie es Menschen gibt, hat sie auch einen Ewigkeitscharakter – man kennt sie von früher und wird sie auch in Zukunft kennen.

Als «Hofmusikerin» freut es mich immer, wenn ich bei Menschen, die im Hospiz ihre letzten Tage verbringen, durch Töne den Raum der Gemeinschaft mitgestalten darf.



... wenn einmal die Hemmschwelle vom eigenen Spielen oder Singen überwunden wurde...

## PALLIATIVE CARE – EINE HALTUNG

VON RUTH MERK WIEDERKEHR

Nach einer langen Familienpause konnte ich meinen Beruf im Herbst 1996 im HOSPIZ IM PARK wieder aufnehmen. Ich freute mich sehr, einen so sinnvollen Arbeitsplatz gefunden zu haben. Infolge einer personellen Veränderung wurde mir im Jahre 2000 die Leitung Pflegedienst anvertraut. Nach 11 Jahren werde ich sie im Frühling 2011 an Frau Sabine Schwenzer übergeben.

Als Leitung des Pflegedienstes habe ich die Qualität der Palliativpflege im Hospiz, basierend auf dem interdisziplinär ausgearbeiteten Hospiz- und dem Pflegeleitbild, zu verantworten. Besonders wichtig ist mir stets die Frage, wie es uns als Gesamtteam gelingt, eine Atmosphäre des Vertrauens zu schaffen.

Ich bin überzeugt, dass die Patienten wahrnehmen, mit welcher inneren Haltung wir ihnen begegnen: Interessieren wir uns für sie als Menschen mit einer individuellen Biographie, oder sehen wir nur die Erkrankung mit allen ihren Problemen? Beurteilen wir einen Zustand oder versuchen wir, einen Prozess zu begleiten? Die Patienten sollen sich verstanden und in ihren persönlichen Anliegen respektiert fühlen. Immer wieder gibt es Patienten, die die Gewissheit brauchen, dass wir ihre Stimmungsschwankungen, ihre Verzweiflung, vielleicht auch ihre Unfreundlichkeit aushalten. Vielen Patienten fällt es schwer zu akzeptieren, Hilfe bei verschiedenen körperlichen Verrichtungen annehmen zu müssen.

Geschehen die Pflege und Begleitung jedoch aus der inneren Haltung einer Öffnung und Bereitschaft, sich auf das individuelle Schicksal einzulassen, entwickelt sich das Vertrauen, und die Patienten können sich dadurch entschieden besser in ihre Situation schicken.

Diese Haltung der inneren Anteilnahme kann jedoch nicht einfach erworben werden. So sehe ich es als Aufgabe der Leitung, darauf zu achten, dass nur Menschen im Hospiz arbeiten, denen es ein Anliegen ist, die Patienten ganzheitlich zu pflegen. Es erfordert eine eigene Auseinandersetzung mit dem Sterben und eine gute Verwurzelung im Leben. Ich weiss aber auch, dass diese Haltung erschütterbar ist, sei es aus privaten Gründen, mangelndem Ausgleich, oder dass sich durch eine lange Berufszeit eine gewisse Müdigkeit, vor allem an Empathie, einstellen kann. So ist es mir ein grosses Anliegen, dass wir eine gute Teamkultur pflegen, offen – und wenn immer möglich auch humorvoll – im Umgang miteinander bleiben. So lange wir Fragen haben zu ethischen und philosophischen Themen und interessiert sind an den zwischenmenschlichen Beziehungen, glaube ich, haben wir als Team eine Ausstrahlung, die für die Patienten hilfreich ist und das nötige Vertrauen entstehen lässt.

Diese gute Stimmung zeigt sich im Alltag immer wieder bei den mit den Patienten und deren Angehörigen gemeinsam eingenommenen Mahlzeiten. Dabei löst sich die Trennung zwischen den «Gesunden» und den «Kranken» immer ein Stück weit auf durch das gemeinsame Gespräch und die Freude über das gute Essen.



... und wenn immer möglich auch humorvoll



# GEBET – NEHMET – GEBET – AN DEN TISCH DES LEBENS

VON INGRID SEIFERT

Weil du mich eingeladen hast  
bin ich heute gern bei dir zu Gast.

Du stehst so fest in diesem Raum  
und ich vertraue dir  
da ich noch weiss wie du als Baum  
die Vögel einludst und noch mehr Getier  
sich hoch zur Blätterkrone schwang  
mal suchend unter deiner Rinde  
mal mutig deinen Ast entlang  
dass es die beste Nahrung finde.

Aus deinen Wurzeln stieg die Kraft  
die allem Leben Einheit schafft  
aus der das wunderbare Wissen spriesst  
dass Geben Nehmen ist.

Weil du so viel zu fragen hast  
bin ich heute gern bei dir zu Gast.

Du stehst so farbenfroh geschmückt  
und ich bedanke mich  
dass du mir Leib und Seel verzückt  
mit Speis und Trank so feierlich.

Und du stehst leer und ohne Tand  
und ich gedenke deiner  
ein kleines Korn liegt auf dem Land  
und deine Hand in meiner.

So wie der Tod das Leben nimmt  
der Sonnenstrahl den Tag bestimmt  
an dem ein neues Bäumchen spriesst  
weil Nehmen Geben ist.

## DIE AUTORINNEN UND AUTOREN

BRUNNER-LEEMANN ESTHER  
ehemalige freiwillige Mitarbeiterin HOSPIZ IM PARK, Arlesheim

BURCKHARDT NICOLE  
Präsidentin Stiftungsrat Sunnegarte, Arlesheim

BUSS PETER, Dr. iur. und ROHNER JÜRIG, Dr. phil., NonproCons, Basel

GUDAT HEIKE, Dr. med., FMH Innere Medizin,  
leitende Ärztin HOSPIZ IM PARK, Arlesheim

JENZER CHRISTOPH  
Jenzer Fleisch + Feinkost in Arlesheim, Reinach und Muttenz

MERK WIEDERKEHR RUTH  
Pflegedienstleiterin HOSPIZ IM PARK, Arlesheim bis März 2011

MONTEVERDE SETTIMIO  
Hospizseelsorger bis Februar 2011, Stiftungsrat HOSPIZ IM PARK, Arlesheim

MOSER RENATE  
stellvertretende Pflegedienstleiterin HOSPIZ IM PARK, Arlesheim bis März 2011

SCHAEFER-PEGORARO HEINRICH, Dr. med., FMH Innere Medizin,  
Hospizarzt bis 2000, Stiftungsrat HOSPIZ IM PARK, Arlesheim

SCHMID-GRETHER VRENI  
Gründerin und Präsidentin Stiftungsrat HOSPIZ IM PARK, Arlesheim

SEIFERT INGRID  
Erste Violinistin im «London Baroque», England

STAEUBLI LUCIA  
Musiktherapeutin und Psychoonkologin im St. Claraspital, Basel

STROHMEIER PETER, Dr. med., FMH Innere Medizin,  
Hausarzt mit eigener Praxis, Therwil

UTZINGER REGULA  
Musikerin SMPV, Musiktherapeutin SVAKT, SFMT, Arlesheim

ZWEIFEL META  
Journalistin, Münchenstein

Jubiläumsschrift «15 Jahre HOSPIZ IM PARK»  
Herausgeberin: HOSPIZ IM PARK, Arlesheim  
Redaktion: Heike Gudat, Seltimio Monteverde und Vreni Schmid  
Auflage: 1000 Exemplare  
Gestaltung: una werbeagentur ag, Basel  
Druck: Thoma Druck AG, Basel

© 2011 HOSPIZ IM PARK, Arlesheim  
[www.hospizimpark.ch](http://www.hospizimpark.ch)



## HOSPIZ • IM PARK

Klinik für Palliative Care

Stollenrain 12, CH-4144 Arlesheim  
Tel +41 (0)61 706 92 22, Fax +41 (0)61 706 92 20  
[www.hospizimpark.ch](http://www.hospizimpark.ch), [info@hospizimpark.ch](mailto:info@hospizimpark.ch)

Alle Versicherungsklassen